



08. September 2003 bis 25. September 2003

Wo der Aufwind als laues Lüftchen spürbar ist

Das Schicksal Zambias ist eng mit dem von Zimbabwe verknüpft. Die Verbindung kam freilich durch das Betreiben der weißen Kolonisatoren zustande, die damit hauptsächlich wirtschaftliche Interessen verfolgten – Zambia verfügt über hohe Kupfervorkommen.

Gegen den Widerstand des Afrikanischen Nationalen Kongresses (ANC), der Vertretung der Schwarzen im Land, wurde 1953 die Zentralafrikanische Föderation ausgerufen.



Dieser Zusammenschluss aus Nord-Rhodesien (Zambia), Süd-Rhodesien (Zimbabwe) und Nyasaland (Malawi) währte zehn Jahre lang, bis Zambia schließlich am 24.10.1964 die Unabhängigkeit erlangte. Der erste Präsident, Kenneth Kaunda, versuchte wirtschaftlichen Problemen durch Verstaatlichungen und Enteignungen entgegenzutreten, was ausländische Investoren in die Flucht schlug und damit den wirtschaftlichen Niedergang des Landes beschleunigte. Der Regierungswechsel zum Movement for Multiparty Democracy (MMD) ermöglichte wieder freien Markt und die Förderung der Privatwirtschaft führte dazu, dass sich die Weltbank und der IWF im Land engagierten. Dennoch wurden die Zustände für die Bevölkerung nicht besser, denn 1991/1992 brach eine große Dürre über das Land herein und forderte viele Todesopfer.

Die derzeitige Regierung versucht mit liberalen Gesetzen vor allem ausländische Investoren ins Land zu holen. So ist Zambia bemüht die Farmer aufzunehmen, die in Zimbabwe ihrer Existenz beraubt worden sind. Sie können bei Nachweis von Eigenkapital Ländereien für 99 Jahre pachten. Ihre landwirtschaftlichen Geräte werden zollfrei eingeführt. So erhofft sich das Land nicht nur eine dauerhafte Verbesserung der Versorgungslage, sondern auch die Etablierung von agrarwirtschaftlichem Know-How. Fruchtbare Böden und Wasser sind ausreichend vorhanden, dennoch ist das Land bisher auf Lebensmittelimporte angewiesen. Daneben ist Zambia, wenn auch bisher noch zaghaf, Nutznießer der Tourismus-Flucht aus Zimbabwe. Vor



allem die Zambezi-Abenteurer besuchen derzeit verstärkt das Land. Wir lernen Zambia als landschaftlich sehr reizvolles Land kennen. Seine Menschen sind herzlich und haben sich trotz aller Missstände eine positive Lebenseinstellung bewahrt.

Wenn der Titel nicht schon vergeben wäre, hätte Zambia den Beinamen „Land des Lächelns“ verdient.

Wir hoffen sehr, dass der Aufwind nicht verpufft, sondern zu einer dauerhaften Verbesserung der Lebenssituation der Bevölkerung führt - auch dann, wenn es im Nachbarstaat Zimbabwe, mit dem Zambia so schicksalhaft verbunden ist, wieder aufwärts geht.

Livingston - Die Victoria Fälle einmal anders

Small-talk an der Straßensperre

Die Teerstraße vom Kariba-See nach Livingston ist gut ausgebaut. Wir passieren einige Straßensperren der Polizei, haben aber keinerlei Probleme. Meist werden wir freundlich vorbeigewinkt. Wen wir anhalten müssen, dann nur, weil der Beamte Lust auf ein Plauderstündchen hat. Dann geben wir freundlich darüber Auskunft wo wir herkommen und wo wir hinwollen, wie es uns in Zambia gefällt und wie lange wir noch bleiben wollen. Der Polizist lässt sich in Ausnahmefällen noch unseren Versicherungsnachweis zeigen und weiter geht es. Am Straßenrand stehen Jungs die bunte Steine in die Luft halten, Edelsteine wie sie uns versichern. Ich lächle nur gequält, aber Stefan beginnt tatsächlich ein Verkaufsgespräch. Am Ende wirft er mir ein Beutelchen mit bunten Klunkern in den Schoß, die er für unsere verbleibenden Zimbabwe Dollar gekauft hat. „Ich weiß, dass das Zeug nichts wert ist. Ich finde es aber besser wenn die Jungs versuchen ein Geschäft zu machen, als nur zu betteln.“ Beschämt versinke ich in meinen Sitz.

Am Straßenrand steht ein Wagen mit offensichtlich überhitztem Motor. Wir helfen dem weißen Zambier mit Kühlwasser aus. Er kann gar nicht fassen, dass wir tatsächlich quer durch Afrika reisen. „Das wäre mir einfach zu gefährlich!“ Er überlässt uns seine Karte, der wir entnehmen, dass er in Lusaka in Gefrierhühner macht. „If you get in trouble, give me a call.“ So sind die Leute hier.



Stefan, der stets Spaß am Tauschhandel hat, hält den Wagen an einem Stand mit Korbwaren. Der Verkäufer, ein hagerer Mann in zerschlissenen Kleidern, kommt sofort gelaufen. Er ist zwar etwas erstaunt darüber, dass wir den Korb nicht zahlen, sondern tauschen wollen, aber er freut sich riesig über Bundfaltenhose und Hemd. Als ich mich zum Gehen wende, flüstert er hinter mir zaghaft „madam, I am hungry“. So wechseln auch noch ein paar Brötchen den Besitzer.

Livingston

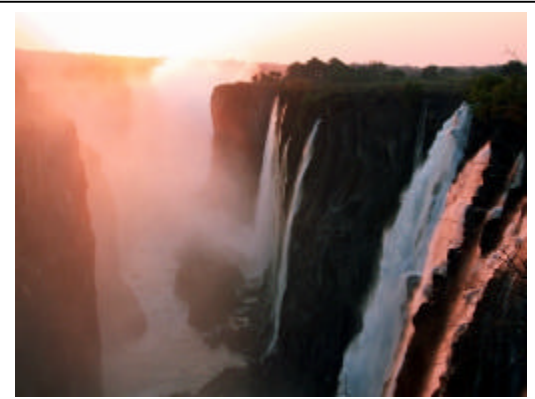


Die Viktoria-Fälle liegen zwischen den Städten Victoria-Falls (Zimbabwe) und Livingston (Zambia). Im Gegensatz zu Vic Falls ist Livingston eine gewachsene Gemeinde. Ein ruhiges Städtchen, das die vielen Touristen mit Ruhe und Freundlichkeit erträgt. Da hier nicht ausnahmslos jeder vom Touristengeschäft lebt, kann man sich recht unbehelligt bewegen. Die Stadt hat Charme. Auf dem Markt ist mein gemüsefanatischer Begleiter die Attraktion. Die Marktfrauen fangen zu kreischen und zu singen an, als er ein paar Schnappschüsse macht. An der Snack-Bude in der

Hauptstraße finden wir uns regelmäßig ein. Wir genießen es bei Cola und Hamburger die Menschen zu beobachten. Sobald wir den Landy parken kommt ein Kerlchen gelaufen, um ihn zu waschen. Da ein „Nein“ nicht akzeptiert wird, ergeben wir uns bald in unser Schicksal. Beim ersten Mal lohnt es sich noch, die folgenden fünf Waschungen in drei Tagen haben eher rituellen Charakter. Das Verkaufsargument: „There is dust, sir.“

Stefan ist mutig und testet den lokalen Friseur. Mir macht der hünenhafte Schwarze eher den Eindruck, als hätte er noch nie eine Schere gehalten. Stefan beruhigt sich noch, „Der kennt eben nur krauses Haar“. Der Meister doktert eine geschlagene Stunde am Haupt des Herren herum, der daraufhin lakonisch befindet: „Pisspott-Schnitt“. Kann man für 1 US Dollar mehr erwarten?

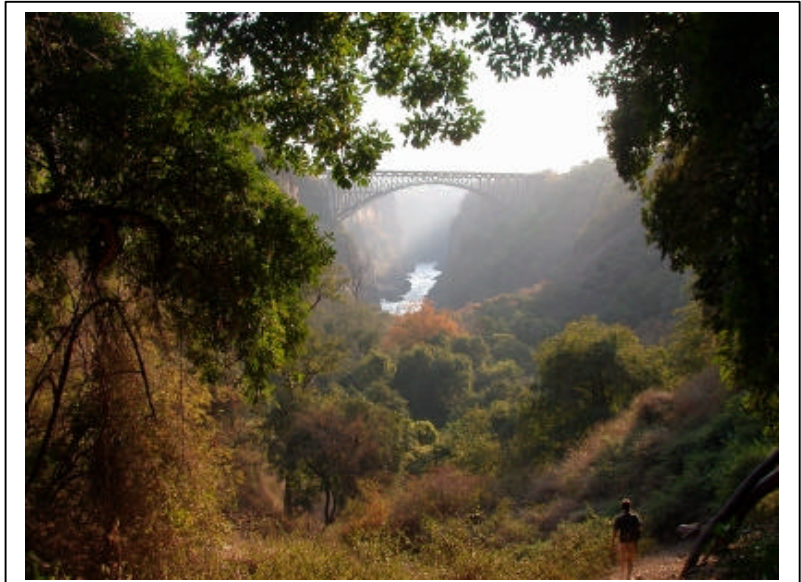
Der Rauch der donnert und brennt



Die Viktoria-Fälle bei Tag und im Licht der untergehenden Sonne

Nun sind wir also wieder zurück an den Wasserfällen. Diesmal hält die Natur ein besonderes Schauspiel für uns parat, denn es ist Vollmond. Stefan registriert schon bei Tage, dass der Mond direkt gegenüber den Kaskaden aufgehen wird. Dies könnte bedeuten, dass das Mondlicht einen Regenbogen über den Fällen malt. Wir suchen uns ein gutes Plätzchen und warten ab. Nach einer Weile gesellen sich ein paar Amerikaner zu uns. Sie fangen ein Gespräch an, in dessen Verlauf einer bemerkt, „habt ihr gewusst, dass die Viktoria-Fälle zu den drei Stellen auf der Erde gehören, wo man einen mondinduzierten Regenbogen sehen kann?“ Stefan grinst. Zunächst ist in der Schlucht nur ein feiner heller Lichtschleier zu sehen, aber in dem Maße, in dem das Mondlicht über den Fällen zunimmt, werden die Farben intensiver, bis wir

schließlich den Regenbogen vor den Kaskaden deutlich sehen können. Währenddessen ist die tropische Vegetation ringsum in kaltes Vollmondlicht getaucht. Ich komme mir vor wie in einer schwarz-weiß Fotografie, die einen Farbkleck abbekommen hat.



„Lichtspiele“ an den Viktoria-Fällen



Mosi oa tunya – der Rauch der donnert
Ebenso erfrischend wie die Gischt der Wasserfälle ist die Wirkung des gleichnamigen Biers

Der Grund, warum wir zu den Viktoria Fällen zurückgekehrt sind, ist ein rein technischer. Unterwegs haben uns andere Reisende die Land Rover Werkstatt von „Foleys“ empfohlen. Da der Landy immer wieder Probleme mit den Stoßdämpfern hat, beschließen wir den Umweg zu nehmen und den Experten das Problem beheben zu lassen. Eine nicht wirklich weise Entscheidung, wie sich schon bald zeigen wird. Während Stefan einige Werkstatttage zubringt, mache ich auf dem Campingplatz Bekanntschaft mit Reisenden aus aller Herren Länder. Das Kuriosum sind zwei deutsche Landmänner, Jan und Erwin, die es tatsächlich fertig gebracht haben auf zwei VESPAS von Hamburg bis Livingston zu fahren. Endstation ihrer Reise soll Johannesburg, Südafrika sein. Ihre Geschichten sind im Internet unter www.schiebenimsand.de nachzulesen.

Nicht wirklich im Kafue Nationalpark

This is a small problem

Der Kafue Nationalpark ist, zumindest im südlichen Teil, eher von herber Schönheit. Da reihen sich kilometerlang Maupane-Bäume aneinander, ganze Areale sind durch Brände entlaubt und verkohlt. Tiere sind nur selten anzutreffen und die Begegnungen meist kurz, denn der Kontakt mit Menschen ist ihnen durch die Wilderei gründlich verdorben. Wir wollen diesen Teil des Parks als Transitstrecke zu

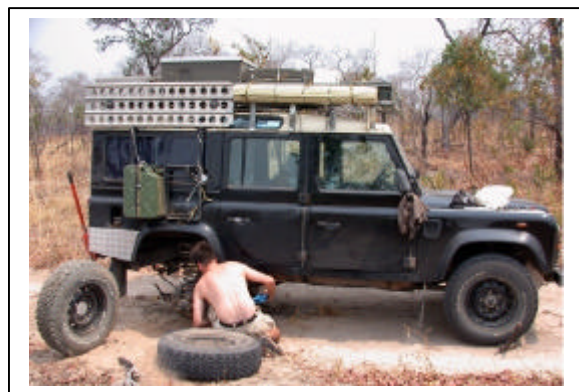


den angrenzenden Kafue Flats und dem nördlichen Teil des Parks nutzen.

Nachdem der malariageschwächte Parkwächter uns zu frühester Stunde Einlass verschafft hat, machen wir uns auf, immer auf der Suche nach Wildtieren. Inmitten des Nationalparks tut es einen dumpfen Schlag. Wir ahnen sofort, dass der Reifen geplatzt ist. Eigentlich kein Drama. Das Problem ist allerdings die Ursache für den Plattfuß. Die gerade frisch überholte hintere

rechte Stoßdämpferbefestigung ist wegen fehlerhafter Verschraubung abgerissen.

Das hat auf der Ruckelpiste die Feder aus ihrer Position geworfen, die hinfort am Reifen rieb, bis dieser geplatzt ist. Da nun die Hinterachse nicht mehr gehalten wird, ist der Reifenwechsel eine zähe Angelegenheit. Zudem fehlt eine Rohrzange, um den Stoßdämpfer wieder zu befestigen. Also kriechen wir nach dem Reifenwechsel vorwärts, in der Hoffnung, bei dem nächsten Kontakt mit Zivilisation auf einen Mechaniker zu treffen. Drei zähe Stunden später überholen uns zwei Parkwächter in



Erschwerter Reifenwechsel im South Kafue

einem Land Rover Defender. Ich habe das Wort Mechaniker noch nicht ausgesprochen, da hüpfen schon beide Insassen flink wie die Wiesel unter unser Auto. Nach einem kurzen Blick auf die Sachlage konstatiert einer „Madam, das ist ein kleines Problem!“. Nach 30 Minuten „quick fix“ ist Landy wieder zusammengeflickt. (Diese Reparatur wird halten bis Tanzania, aber davon erst später).

So kommen wir noch rechtzeitig zum Itzi-Tezi-Staudamm, um die Sonne hinter der malerischen Kulisse aus See und grünen Hügeln untergehen zu sehen. Heute Nacht haben wir den Campingplatz ganz für uns alleine.

Auf Schleichwegen durch die Kafue Flats

Das Überschwemmungsgebiet des Kafue Flusses ist landschaftlich wunderschön. Wir fahren durch flache Graslandschaften und Palmenhaine. Dabei passieren wir viele



Die afrikanische Hausfrau achtet auf saubere Fußböden

kleine Dörfer. Oft bestehen sie nur aus zwei bis drei strohgedeckten Hütten mit Lehmverkleidung. Auffällig sind hier die peinlich sauberen Böden. Zwischen den Hütten wird der Boden mehrmals am Tag gefegt. Kein Grashalm ist hier zu sehen. Die Einheimischen tun dies nicht aus übertriebener Reinlichkeit, sondern aus Sicherheitsgründen. Auf den Sandböden sind Spuren von unwillkommenen Gästen, beispielsweise Schlangen, sofort zu erkennen. Dann weiß jeder sofort, ob bei Betreten der Hütte Vorsicht geboten ist. Wenn wir diese Dörfer passieren hält das Leben für eine

Sekunde inne. Kinder springen kreischend auf die Straße, Frauen unterbrechen das Stampfen von Maismehl und die Männer sehen von ihrem Plauderstündchen unter den Bäumen auf. Die erste größere Stadt die wir erreichen ist Namwala. Hier machen wir es einmal umgekehrt. Die Dorfkneipe pulsiert mit Leben. Wir lassen uns auf die allgegenwärtigen, von Coca-Cola gesponserten Plastikstühle sinken und beobachten das bunte Treiben vor uns – Lunch-Fernsehen sozusagen. Ein PKW fährt vor, aus dem nicht weniger als neun Erwachsene und drei Kinder aussteigen. Sie tragen die europäische Mode der vorletzten Epoche. (Das Netzhemd lässt grüßen.) Am Nachbartisch hält ein alter Mann im Anzug Audienz. Auf dem angrenzenden Markt wird um Waren und Preise gefeilscht. Die Marktfrauen rollen die kleinen Verdienste in ihre Wickelröcke ein. Der Kafue-Fluss kann an diesem Ort nur mit der Fähre überquert werden. Auf der Suche nach der Anlegestelle finden wir zunächst nur ein Paddelboot vor, was sehr zur Erheiterung der Lokalbevölkerung beiträgt. Sie zeigen uns aber, noch immer glucksend, wo wir die für Fahrzeuge geeignete Fähre finden. Der Fährmann verlangt höflich aber bestimmt einen unglaublichen Preis für die Überfahrt und behauptet von Ausländern müsse er das verlangen. Stefan fordert, dass man ihm die Bestimmung zeigt die das festlegt.



Die Fähre über den Kafue

Der Fährmann hat tatsächlich ein Schriftstück, das die unterschiedlichen Tarife aufführt. Für mich wäre an dieser Stelle die Diskussion beendet. Nicht jedoch für meine immer zum feilschen aufgelegte bessere Hälfte. Er weigert sich die Summe zu zahlen. Dies artet in das übliche Palaver aus, sehr zum Leidwesen aller anderen Passagiere, denn die Fähre legt erst ab, wenn alle bezahlt haben. Nach etwa 15 Minuten geduldigen Wartens trennen sich die Parteien zufrieden lächelnd. Es ist immer das gleiche Spiel:

Keine Quittung, keine Probleme.

Was uns auf der anderen Seite als Piste erwartet spottet jeder Beschreibung.

Worüber man Zustände bekommt - Der Straßenzustand

Wir waren gewarnt. Zambias Straßen seien eine Katastrophe, hieß es. So schlimm hatten wir es uns aber nicht vorgestellt. Die Schlaglöcher ähneln Bombenkratern in die man unseren Defender 110 locker versenken kann. Umfahren ist nicht möglich. So sind die nächsten Stunden ein mehr oder weniger heiteres Auf und Ab. Die



Pausen, um nach dem Weg zu fragen, sind uns dabei willkommene Abwechslung. Es ist unglaublich wie sehr sich die Menschen darüber freuen, dass wir mit ihnen sprechen. Am Ende einer jeden Unterhaltung bedanken sie sich dafür, dass sie unsere Fragen beantworten durften. Wir haben jedenfalls Glück mit unserer Taktik auf einen Weg zu zeigen und einen Städtenamen zu nennen. Dabei verhalten wir uns so, als würde man in Bingen-Kempton danach fragen, ob man auf dem richtigen Feldweg nach Heidelberg unterwegs ist. Das Unternehmen hätte gut in der Sahara enden können, denn der Zambier, so hören wir von einem Kenner, antwortet immer das, was er glaubt, dass das Gegenüber hören will.

Löcher werden mit Holzbalken überbrückt

Die Frage muss also eigentlich lauten „wo führt dieser Weg hin?“ Wir landen

jedenfalls tatsächlich in Mumbwe. Hier stellen wir dann ratlos fest, dass Landy seltsam schief hängt. An der Tankstelle bieten sich wie immer jede Menge Kenner an. Keiner kommt aber auf des Rätsels Lösung. So verwerfen wir den ursprünglichen Plan den Nord Kafue Nationalpark zu besuchen und brechen direkt auf nach Lusaka.



Die Stadt Mumwe, Kinder posieren für die Digitalkamera

Über das was nicht existiert

Die Zambier erzählen jedem Ausländer der sich über ihre Straßen aufregt mit Begeisterung diesen Witz:

Frage: Woran erkennt man in Zambia einen betrunkenen Autofahrer?

Antwort: Daran, dass er geradeaus fährt.

Es ist tatsächlich wahr! Die Teerstraße nach Lusaka ist lediglich eine Ansammlung von Teerbrocken durchsetzt von tiefen Schlaglöchern. Wer hier nüchtern unterwegs ist, fährt Schlangenlinien um die Kraterränder herum. Dabei muss der Fahrer nicht nur die Straße, sondern auch den entgegenkommenden Verkehr im Auge behalten, denn der macht es natürlich genauso. Man hat schon das Gefühl hier sind nur Betrunkene unterwegs. Aber wie so oft in Afrika generiert auch hier die schlechte Situation ein Geschäft. Junge Männer mit Schaufeln schaffen eiligst Sand und Steine als Füllmaterial heran. Sie leisten gute Arbeit und aus Dankbarkeit darüber, dass man 100 Meter geradeaus fahren darf, ist mancher gerne bereit eine „Gebühr“ zu entrichten.

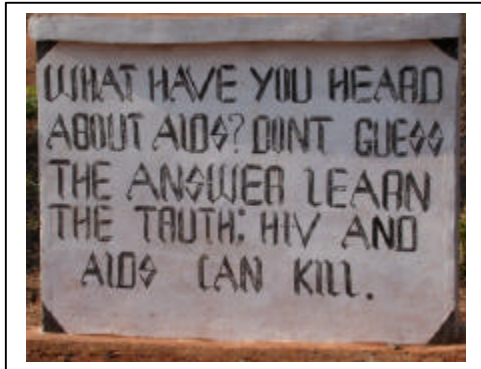
Lusaka – der Stress der Großstadt

In Lusaka, der Hauptstadt Zambias (die erste Hauptstadt überhaupt entlang unserer Reiseroute), herrscht Hochbetrieb: Lärm, Abgase, hektisch umherlaufende Menschen und riesige Reklametafeln die Waschmittel und Speiseöl anpreisen. Auf dem völlig überfüllten, nach Kloake und Sch(w)eiß stinkenden Markt von Kleinhändlern, versuchen sich Menschen, die nichts anderes als Ackerbau gelernt haben, mit Einheitsware über Wasser zu halten. Selbst an der Ampel haben wir keine Ruhe. Bei Rot wird an die Scheibe geklopft. Dann wird mir allerhand Plastiktunt unter die Nase gehalten. Wer kauft eigentlich an einer hektischen Kreuzung Seife, Taschenlampen oder Handyimitate?

Die ehemals deutsche Werkstatt Megatech ist inzwischen in Val Motors umbenannt und gehört dem sehr netten zambischen Ehepaar De Moos. Mit der Frau komme ich für Stunden ins Gespräch, während die Männer sofort mit dem Landy auf die Grube verschwinden. Ich erfahre alles über ihre bunte Familiengeschichte. Sie erklärt, ihr Großvater sei einer der weißen Pioniere in Zambia gewesen. Ihr Mann hingegen hat griechische Wurzeln. Ihre Kinder und ihre Schwester sind zur Zeit in London, während sie gerade das Haus voll hat mit Studenten aus Deutschland. Ziemlich multikulturell.

Sie ist froh, dass die Kinder jetzt groß sind. „Viele Jahre haben mein Mann und ich nur für die Schulgebühren gearbeitet“, sagt sie. Zambias staatliche Grundschulen (erste bis achte Klasse) sind kostenfrei. Die weiterführenden Schulen jedoch (neunte bis zwölfte Klasse) kosten Geld - 1200 Dollar pro Schuleinheit und Kind. Wer für seine Sprösslinge etwas besseres will, kann eine der Privatschulen wählen. Die Gebühren betragen dann das Doppelte bis Dreifache. Für einen einfachen Arbeiter unbezahlbar. Schon gar nicht für alle Kinder im schulpflichtigen Alter. Afrikanische Familien sind immer noch Großfamilien. Dramatisch, aber real werden die hohen Wachstumsquoten der Bevölkerung im Moment nur von AIDS/HIV aufgefangen. Ein Problem, das im Übrigen fast alle afrikanischen Staaten gleichermaßen trifft. Im südlichen Afrika schwankt der Prozentsatz Infizierter um 30 Prozent. Inzwischen, hauptsächlich dank der Bemühungen internationaler Hilfsorganisationen, wird das Problem wenigstens ins Bewusstsein gerufen. Das von Medizinmännern in die Welt gesetzte Gerücht, der Beischlaf mit Jungfrauen kuriere die Erkrankung, ist wohl

weithin aus der Welt. An Ortseingängen und Schuleinfahrten sehen wir immer wieder die Tafeln die darauf hinweisen „AIDS kills“. Das Hauptproblem mit dem in Afrika



AIDS-Aufklärung an der Schulpforte

immer noch gerungen wird ist das Tabu über die Krankheit zu sprechen. Ja es gibt AIDS, aber keiner kennt in seiner unmittelbaren Umgebung jemanden der daran gestorben ist. Tatsächlich hat aber heute schon jedes dritte Kind mindestens ein Elternteil durch AIDS verloren. Nach WHO-Berechnungen wird beispielsweise in Zimbabwe schon bald die Hälfte aller Kinder ohne Eltern aufwachsen. Für Zambia und Malawi sieht es nicht besser aus.

Der Seitensprung, in Afrika gesellschaftlich akzeptiert und bei Kinderlosigkeit sogar forciert, trägt dazu bei, die Verbreitung des Virus zu beschleunigen. Trotz der Ernsthaftigkeit der Situation müssen wir schmunzeln über die naiven Versuche kirchlicher Einrichtungen, mit netten Plakaten zum Thema „Treue in der Beziehung“, diesem Umstand zu begegnen.

Die Männer sind glücklich, sie haben die Ursache für die Landy´sche Schiefelage gefunden. Der Stabilisator hinten war auf der rechten Seite nach oben verbogen. Offenkundig eine weitere Folge unseres Stoßdämpferdilemmas.

An diesem Abend kommen wir im Eureka Camp unter. Eine schöne, grüne Anlage etwas außerhalb der Stadt. Ich traue meinen Augen nicht, als uns am Abend hier sogar Zebras und Impalas besuchen. Noch größer ist die Überraschung allerdings auf Ilona Hupe und Manfred Vachal, die Autoren unseres bewährten Reiseführers, zu treffen (www.hupeverlag.de). Sie bereisen den Kontinent nun schon seit über einem Jahrzehnt und erzählen noch immer mit einer Begeisterung die ansteckt. Als hätten wir uns verabredet, laufen uns am Tag danach im Supermarkt die Schmidts über den Weg (www.dt800.de). Mit Roland hat Stefan vor unserer Reise viele e-mails ausgetauscht. Unser Computer ist prall gefüllt mit ihren Informationen. So klein ist die Welt.

Mit frischen Vorräten versorgt und voller Tatendrang brechen wir auf in Richtung South Luangwa Nationalpark, aber wir kommen nicht weit. Schon vor der Ortsausfahrt winkt uns ein finster dreinblickender Polizist an die Seite. Wir sind in guter Gesellschaft, auch einige der einheimischen Fahrzeuge sind in die Radarfalle gefahren. Wir kassieren unseren ersten und hoffentlich letzten Strafzettel Afrikas.

South Luangwa Nationalpark – von Hippos und Aardvags

Wir gehen wieder zur Schule

Von Ilona Hupe erfahren wir, dass die landschaftlich reizvollere Strecke zum South Luangwa Nationalpark, über die Piste ab dem Dorf Petauke, gut befahrbar ist. Da wir erst sehr spät in Lusaka loskommen, müssen wir in Petauke Zwischenstation einlegen. Der Ort hat einen kleinen See der sehr pittoresk etwas abseits der großen Straßen gelegen ist. Wir parken den Landy direkt am Wasser und packen unsere Stühle aus. Ein kühles Bier aus dem Kühlschrank, was kann es schöneres geben? Ich will schon das Abendbrot richten, da hält mich Stefan zurück. Ihm ist aufgefallen, dass ein paar Frauen abseits hinter einem Busch stehen und verlegen lächeln. Wir beobachten sie eine Weile und versuchen die Situation zu analysieren. Irgendwann dämmert uns, dass wir hier möglicherweise mitten im Badezimmer dieser Frauen stehen. Die Damen sind über unsere Gegenwart sichtlich irritiert, weil damit die Abendtoilette ausfällt. Wir versuchen mit Zeichensprache zu erfragen ob es o.k. ist, wenn wir hier übernachten. Zur Antwort ernten wir heftiges verneinendes Kopfschütteln. Also packen wir unsere sieben Sachen und suchen weiter. Langsam wird es dunkel. Wir beschließen in einer der Hüttenansammlungen zu fragen, ob wir hier unser Auto abstellen dürfen. Das ganze Dorf kommt zusammengelaufen. Der Dorf-Älteste wird befragt. Dieser konstatiert, wie uns ein junger Bursche der englisch kann übersetzt, dass ihre Hütten zu arm seien für uns. Da hat uns wohl wer missverstanden. Der Bursche steigt mit uns ins Auto und zeigt uns wo wir bleiben können. Wir fahren geradewegs zur Schule. Nun wird zunächst der Schuldirektor, der den Erwachsenen Abendunterricht erteilt, aus dem Klassenzimmer geholt. Wir sind sofort von einer Schar Kinder umringt. Sie sind, wie wir später lernen, die Kinder der sieben Lehrer, die auf dem Schulgelände leben. Einer der Lehrer holt erst einmal Stühle für den Schulleiter und für mich. Während Stefan den Burschen zum Dorf zurückfährt, mache ich, unter den neugierigen Augen aller Anwesenden, Konversation mit dem Schulleiter. Er bietet uns ein leerstehendes Haus an. Ich habe große Mühe ihm klarzumachen, dass wir kein Bett, sondern nur einen Stellplatz für unser Auto suchen. Afrikanische Gastfreundschaft versteht aber immer nur „Dach über dem Kopf“. Wir befürchten diese Sitte mit Füßen zu treten, beharren aber trotzdem darauf im Auto zu schlafen. Fortan haben wir bei all unseren Bewegungen kleine und größere Zuschauer, die sich jedoch in sicherer Entfernung aufhalten. Mit besonderer Neugier verfolgen sie, wie wir unser Bett aufbauen und sind begeistert als sie dabei helfen dürfen. Auch die Erwachsenen begutachten uns nach Schulschluss verstohlen im Vorbeigehen. Besonders Mutige kommen auf uns zu, schütteln uns die Hand und testen ihr soeben aufgefrischtes Englisch. „How are you?“ „I am fine and you?“ „Fine, thanks.“ So geht das eine ganze Weile.

Während des Abendessens halten sich die Kids am Rand des Lichtkegels unserer Lampe auf, bis aus einer der Hütten eine Mutter zur Nachtruhe ruft. Nachdem die Schoko-Knöpfe alle im Bett sind, können auch wir ins Auto verschwinden.



Einer der sieben Lehrer, der Direktor und Heike im Hof der Schule

Am nächsten Morgen bekommen wir noch einmal Besuch vom Schulleiter und einem seiner Kollegen. Wir möchten uns doch bitte in das Gästebuch der Schule eintragen. Sie reden über den Schulalltag. „Wir haben zu wenig Lehrer. Hier sind wir zu siebt für 400 Schüler. Das ist nur im Schichtbetrieb zu schaffen. Die ersten Schüler von 8 bis 12 Uhr, die zweite Runde von 12 bis 16 Uhr und danach die Erwachsenen.“ Trotzdem haben wir beide den Eindruck, dass sie den Job motiviert betreiben. Wir haben aus Deutschland Sticker, Luftballons und andere Kleinigkeiten mitgebracht. Wir erklären, dass deutsche Lehrer gerne „Fleißbienen“ verteilen und überlassen die Sachen dem Schulleiter.

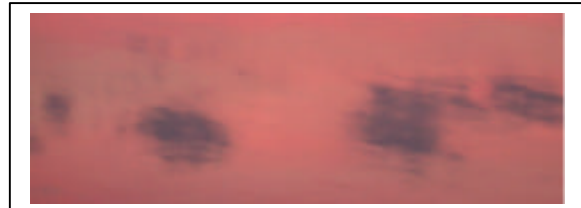
Wenn es Nacht wird in der Wildnis

Die weitere Piste ist unproblematisch. Da die Besiedlungsdichte außerhalb des Nationalparks sehr hoch ist, passieren wir viele Ansammlungen von Lehmhütten. Manche sind mit Farbe verziert. Auf anderen prangen Sprüche. Auffällig ist das unterschiedliche Verhalten der Menschen. Einige schauen vorsichtig aus den Augenwinkeln. An anderer Stelle werden wir vom gesamten Dorf mit Rufen nach Geschenken begrüßt. Nach etwa fünf Stunden erreichen wir das Wildlife Camp. Es ist wunderschön am breiten Luangwa-Fluss gelegen, der hier eine große Schleife bildet. Der Wasserstand ist recht niedrig. Elefanten aus dem Nationalpark überqueren ihn problemlos. Wir freuen uns auf den Abend, denn dann ist Tierbesuch angesagt. Kaum ist die Sonne untergegangen, machen sich die



Safari mit Entspannungsfaktor

Nilpferde auf den Weg. Völlig unbeirrt stapfen sie direkt am Landy vorbei, um das saftige Gras der Grünanlage zu mähen. Auch ein junger Elefant stattet uns einen Besuch ab. Er ist sichtlich irritiert über meine Wäscheleine, versperrt sie ihm doch seinen angestammten Weg zurück über den Fluss.



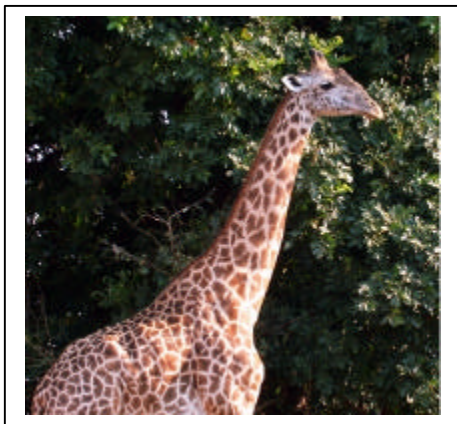
Wolkenspiegelung im Luangwa-Fluss bei untergehender Sonne

Um wirklich Spaß an solchen Begegnungen zu haben bietet es sich an, ein paar wenige Grundregeln zu beachten.



Die Wichtigste, was die Elefanten betrifft, heißt „Das Mitführen von reifen, wohlriechenden Früchten ist untersagt!“ Elefanten können wesentlich besser riechen als sehen. Diese goldene Regel werden Bernd und Simone ein paar Tage später verletzen. Sie haben Obst im Auto und kurz darauf auch einen neugierigen Elefantenrüssel. Dieser ruiniert nicht nur die Nerven, sondern auch das Dachzelt.

Das Highlight unseres Besuches ist die Nachtfahrt. Da man nach 18 Uhr nicht mit dem eigenen Auto in den Nationalpark kann, schließen wir uns einer Safari an. Neun Leute sitzen dabei in erhöhter Position in einem Toyota ohne Dach und spähen in die Dunkelheit. Der Sucher, im vorderen Teil des Wagens, schwenkt eine lichtstarke Lampe von rechts nach links über den Busch und achtet dabei auf funkelnde Augenpaare. Und wirklich, der Busch ist lebendig mit Tieren. Viele davon sind uns bisher verborgen geblieben. Wir sehen Buschböcke, Weißschwanzmangusten, Zibet- und Kleinginsterkatzen. Wir hoffen natürlich unseren ersten Leoparden zu sehen. Um es gleich zu sagen, es ist uns nicht vergönnt. Aber wir sehen ein Tier, das sich so rar macht, dass es beispielsweise der Manager unsere Campsite noch nie gesehen hat – das Erdferkel! Es tritt mit seinem rosafarbenen Hinterteil und den kurzen Beinchen durch den Busch und wühlt dabei mit dem dünnen rüsselartigen Riechkolben im Boden.



Die Thorncroft-Giraffen sind im South-Luangwa Nationalpark endemisch.



Der Fluss Luangwa ist breit, aber um diese Jahreszeit nicht besonders tief. Ein paar Nilpferde verfolgen uns mit neugierigen Blicken.

Luambe Nationalpark – Verwöhn-Safari mit Urwaldfaktor

Der Luambe Nationalpark liegt scheinbar vergessen zwischen South und North Luangwa. Als wir den Parkeingang erreichen dauert es eine ganze Weile bis der verantwortliche Parkwächter gefunden ist. Stefan soll uns ins Register eintragen. Das größte Problem dabei ist, dass weder wir noch die Angestellten das Datum kennen. Hier ist die Zeit wirklich stehen geblieben. „In diesem Monat hat der Park, uns eingeschlossen, nur sechs Besucher gesehen“, fällt Stefan auf. Der Park ist sehr ursprünglich, was ihm einen besonderen Reiz verleiht. Uralte, knorrige, von Epiphyten bewachsene Bäume sind behängt mit meterlangen Lianen. Die Mopane-Bäume sind riesengroß. Es gibt keinerlei Beschriftung der Pisten und überhaupt nur sehr wenige Wege. Wir machen Pause für einen Snack, als ein anderer Geländewagen anfährt. Der Fahrer steigt aus und stellt sich als Nick vor. Er ist der Manager der einzigen Unterkunft im Park. Er hat unseren Eintrag im Register am Parkeingang gesehen und will uns eine Wegbeschreibung geben, damit wir das Camp auch sicher finden. Die All-inclusive Anlage ist im Besitz von Deutschen und liegt direkt am Luangwa. Wer hier einbucht, wird nach Strich und Faden verwöhnt. Wir sehen uns die Holzhütten mit Bett, Moskitonetz und Deckenventilator aus der Nähe an. Das Gemeinschaftshaus, in dem diniert wird, liegt inmitten einer gut gepflegten Grünanlage mit Blumen. Ein Paradies in der Wildnis, für uns aber unbezahlbar. Wir werden auf dem angrenzenden Campingplatz untergebracht. Er verfügt über eine am Fluss gelegene Buschdusche. Wann immer wir es wünschen, erhitzen uns Angestellte Wasser dafür. Ein Mann vom Service des Haupthauses bringt eine Kühlbox mit Cola und Bier. Stefan verzurrt die Hängematte und schon ist unser eigenes kleines Paradies hergerichtet. Von dieser Basis aus machen wir nun einige Ausflüge. Um das Safari-Feeling zu



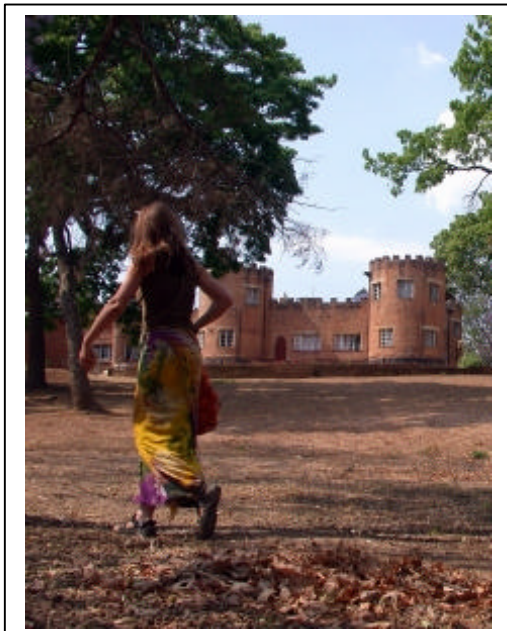
unterstützen sitzt einer auf dem Dach, während der andere fährt. Die Aussicht von hoch oben ist grandios, wenn auch die Tierwelt hier nicht so zahlreich ist. Direkt an den Park grenzt die sogenannte „Game Management Area (GMA)“ an. Hier kann, nach strengen Auflagen, Wild geschossen werden. Die Tiere sind entsprechend nervös. Ich halte von diesem Abschussrecht wenig. Dennoch scheint sich dieses reglementierte Jagen positiv auf den Bestand auszuwirken. Ein Zambier erklärt uns „Früher haben die Leute viel gewildert. Man kann das ja auch verstehen. Zum einen wollen sie ihren Bestand an Nutzvieh schützen, zum anderen dienen die Wildtiere den Hungernden als Nahrungsquelle. Es hat sehr lange gedauert, um den Einheimischen begreiflich zu machen, dass ein lebendes Wildtier viel kostbarer ist als ein totes. Das Abschussrecht für Großwild kostet den Hobby-Jäger (gerade in Afrika eine beliebte Form von Tourismus) mindestens 2000 US-Dollar. Abgesehen davon kommen natürlich nur mit einem umfangreichen Wildbestand Safari-Touristen ins Land. Mit Tourismus ist auf Dauer für den Einzelnen viel Geschäft zu machen und die Einnahmen aus den Nationalparks unterstützen die Gemeinden finanziell.“ Der Nationalpark stellt uns einen bewaffneten Guide zur Verfügung. Keine freiwillige Sache. Wir platzieren ihn auf dem Beifahrersitz. Er klemmt sein Gewehr während der Fahrt ganz lässig zwischen die Beine, Lauf nach oben. Ich umfahre die Bodenwellen, daran denkend, dass direkt über uns mein Schatz auf dem Dach sitzt.

Die einheimischen Angestellten kriechen nach dem Tagwerk in ihre Hütten. Sarah, die Frau des Managers, ist bemüht ihnen so viel Komfort wie möglich zu bieten. Ihr Vorschlag in den Hütten Betten wie im Camp zu errichten wird jedoch rundweg abgelehnt. Mit einem Ausdruck des Entsetzens im Gesicht erhält sie zur Antwort „Madam, da werden wir rausfallen!“

In der Nacht herrscht im Camp Hochbetrieb. Viele nachtaktive Tiere kommen zum Trinken an den Fluss. Es ist heiß. Wir lassen die Hecktür offen stehen, damit ein Lüftchen weht und wir nicht ganz in unserem Schweiß ertrinken. Plötzlich tut es einen dumpfen Schlag. Eine Hyäne, die unseren schwarzen Landy in der schwarzen Nacht wohl übersehen hat, stößt sich den Kopf. Ich fahre erschrocken hoch und beschließe, dass ich lieber am Hitzschlag sterbe als im Magen der Hyäne zu enden. Die Tür fliegt ins Schloss.

Lundazi Castle – Ein Stück Mittelalter zwischen Zambia und Malawi

Das Buffalo Camp im North Luangwa Nationalpark ist leider völlig überbucht. Daher verwerfen wir unseren ursprünglichen Plan diesen Nationalpark zu durchqueren und schlagen den Weg in Richtung Malawi über



Fast wie zu Hause:
Ein Schloss mit riesiger Parkanlage

Lundazi ein. Am Ausgang zum Luambe Nationalpark sitzen ein paar Männer auf gepackten Bündeln. Als wir ankommen fragen sie uns, ob wir sie nach North Luangwa mitnehmen können. Wir drücken unser Bedauern darüber aus, dass das nicht auf unserer Route liegt. Sie schauen etwas verduzt. Die Buschtrommeln hatten da etwas voreilig wohl anderes verheißen. Stefan wirft ihnen noch ein „good luck“ zu, woraufhin er prompt die Bemerkung erntet, „no good luck, you are not going to North Luangwa“. Die Möglichkeiten des Transports sind hier sehr begrenzt.

In Lundazi erwartet uns ein Kuriosum. Hier steht ein Schloss nach normannischem Vorbild. Es wurde ehemals vom Briten Errol Button als Gästehaus für Regierungsangestellte errichtet. Er nannte es „Rumpelstilzchen“. Wir campen im riesigen baumbestandenen Schlossgarten. Lediglich die Nilpferde im Schlossteich passen nicht zur kolonialen Atmosphäre. Aus der Bar dröhnt wie gewohnt Shaggy. Zwei Engländerinnen sitzen auf der Schlossmauer und halten sich an einem Bier fest. Sie können kaum glauben, dass es Touristen hierhin verschlägt. Diese Lehrerinnen an der örtlichen Schule können es nicht erwarten, dass an Weihnachten ihr zweijähriger Dienst zu Ende geht. Die Kinder sind o.k., aber die Abgelegenheit des Ortes und das Schulmanagement setzt ihnen sehr zu. Es wird in ihren Augen viel Missmanagement betrieben. Da werden eher Coca Cola Flaschen für die Lehrer angeschafft, als dringend nötige Fenster oder Bücher für die Schule. Auch

der Lehrplan lässt zu wünschen übrig: Gletscherbildung in Kanada und Kohleabbau in Deutschland. Das riecht nach dringenden Reformen. Diese kommen nur langsam in Gang. Die Mädchen reden auch mit spitzer Zunge über Entwicklungshilfe. Sie sagen, die große Dürre sei keine Überraschung, sondern käme jedes Jahr zur gleichen Zeit. Die Einheimischen rechnen damit. In dieser Zeit wird gehungert. Vorratshaltung, diese Erfahrung haben auch wir schon gemacht, ist ein Begriff der dem Afrikaner völlig fremd ist. „Durch die Maismehlspenden der WHO wurde der Anbau von Mais in den letzten beiden Jahren unlukrativ. Jetzt werden die meisten Maisfelder in den Dörfern nicht mehr bestellt. Im nächsten Jahr fallen die Spenden für diese Gegend jedoch weg. Laut WHO besteht kein Bedarf mehr. Dann wird der Hunger noch größer sein, als in den Jahren vor den Hilfslieferungen.“

Wir hoffen inständig, dass sich die erfahrene Hand der Farmer aus Zimbabwe in Zukunft bemerkbar macht.